

II. Methodologie

4. Zum Verhältnis von Ethnographie und Kritischer Theorie

»Durch die Empirie wird keineswegs die allgemeine, zugrunde liegende Theorie verifiziert. Wann immer man jedoch sich anstrengt, Theorien in ›research‹-Fragestellungen zu verarbeiten, gewinnen die Daten selber einen veränderten Stellenwert. Sie beginnen zu sprechen.«

(AGS 8, 487)

Eine Soziologie im Anschluss an Adorno, die Gegenwartsphänomenen gerecht werden will, sollte in der Erforschung aktueller musikalischer Phänomene nicht nur neue Technologien und Praktiken untersuchen, sondern dabei auch auf aktuelle methodische und methodologische Entwicklungen in der Soziologie Bezug nehmen. Nach der Darstellung einiger theoretischer Elemente der Adorno'schen Musiksoziologie findet daher auf den folgenden Seiten eine Vermittlung von Adornos Methodologie mit der Methode der Ethnographie statt.

Die Ethnographie findet nicht nur in der aktuellen, praxistheoretisch orientierten Musiksoziologie vielfach Anwendung, da sie sich gut dazu eignet, die Hervorbringung und Verwendung von Musik in ihrem jeweiligen Vollzug, als Praxis, zu untersuchen. Sie wurde von Adorno selbst jedoch nicht angewendet oder als Methode diskutiert. Teilnehmende Beobachtung hat er lediglich in der Lehre verwendet (AGS 8, 177).

Adorno hat sich jedoch in vielerlei Hinsicht an methodologischen Debatten beteiligt, auch in Bezug auf die empirische Sozialforschung. Adorno hat keine explizite Methodologie der empirischen Sozialforschung verfasst. In der *Negativen Dialektik* präsentiert er nach eigenen Worten seine philosophische Methodologie, indem er »die Karten auf den Tisch« (AGS 6, 9) legt. Diese Texte Adornos sollen hier in Beziehung zu ethnographischen Methodentexten gesetzt werden, um somit die ethnographische Methode mit Begriffen der Kritischen Theorie zumindest in Ansätzen zu rekonstruieren und damit zugleich eine Soziologie in Adornos Perspektive für die ethnographische Feldforschung zu öffnen. Beide Absichten sind insofern sinnvoll, als die aktuelle methodologische Diskussion in der Ethnographie – wie der qualitativen Forschung insgesamt – sich

nur selten auf die methodologischen Überlegungen Adornos und der Kritischen Theorie bezieht, obwohl Adornos Konzeption durchaus Anknüpfungspunkte für eine solche Methodologie bietet. Im Gegenzug findet eine Beschäftigung mit Adornos empirischen Arbeiten und seinen methodologischen Überlegungen häufig lediglich in einem Kontext der Soziologiegeschichtsschreibung statt (Bonß 1982); aktuelle Bezüge sind selten und stellen eher das Scheitern von Adornos Sozialforschung fest (Fahrenberg und Steiner 2004; Jung 2013). Dieses Kapitel versteht sich somit als einen Beitrag »zur Wiederbelebung [...] Kritischer Theorie« (Bobka und Braunstein 2015) in der methodologischen Debatte. Dabei ginge es auch darum zu zeigen, dass ethnographische Forschung mit Bezug auf die Kritische Theorie Adornos nicht nur möglich ist, sondern dass die Methode in vielerlei Hinsicht dazu geeignet ist, seine sparsamen methodologischen Postulate umzusetzen.

4.1 Methodologien der Ethnographie

Während die Ethnographie zumindest in Deutschland zu Adornos Zeiten kaum Verwendung fand, ist sie heute ein fester Teil des qualitativen Methodenkanons. Die Ethnographie ist eine Methode, die – als teilnehmende Beobachtung – ursprünglich in der Ethnologie entwickelt wurde und seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts auch in der Soziologie und anderen Sozialwissenschaften verwendet wird. Inzwischen hat die Methode nicht mehr viel mit der ursprünglichen griechischen Wortbedeutung gemein; zwar wird sie auch in der Subkultur- und Berufssoziologie eingesetzt – und hier haben die beschriebenen Lebenswelten vielleicht noch etwas exotisches –, die Ethnographie wird jedoch ebenso zur Untersuchung von alltäglichen Phänomenen herangezogen, wie etwa dem Fahrstuhlfahren (Hirschauer 1999). Trotz der missverständlichen Wortbedeutung hat sich der Begriff in den 1970er Jahren gegenüber dem der *teilnehmenden Beobachtung* durchgesetzt (Lüders 2008). Jenseits dieser rein methodischen Festlegung gibt es jedoch kaum Einigkeit darüber, was als gute Ethnographie gelten kann (Hitzler und Eisewicht 2016, 29f.; Knoblauch 2014, 522; Reichertz 2016, 207f.). Christian Lüders benennt im einflussreichen Handbuch *Qualitative Forschung* die »längere Teilnahme, Ethnographie als flexible Forschungsstrategie und ethnographisches Schreiben« (2008, 391) als Kernpunkte der ethnographischen Methode.

Diese teilnehmende Beobachtung der Forschenden im Forschungsfeld ist es auch, welche die Methode von anderen qualitativen Methoden abgrenzt. Zwar nimmt fast jede Forscherin an dem Forschungsfeld teil – indem sie in qualitativen Interviews den Interviewten begegnet, bspw. –, in keiner anderen Methode wird die Teilnahme selbst jedoch so systematisch betrieben und als Datenproduzentin ausgebeutet. Zwar kann die Teilnahme durch technische Hilfsmittel wie Audio-Recorder oder Videokameras unterstützt werden – von anderen qualitativen Methoden wie der Konversations- oder Dokumentenanalyse unterscheidet sich die Ethnographie durch die längerfristige Präsenz der Forscherin am Untersuchungsort.

Flexibel ist die ethnographische Methode, weil sie sich notwendigerweise an den Gegebenheiten vor Ort und der konkreten Forschungsfrage orientiert (Lüders 2008, 393f.). Es gibt also kein Patentrezept für ethnographisches Forschen, da sich Teilneh-

men und Beobachten in jedem Feld unterschiedlich darstellen.¹ Im Zugang zum Feld deutet sich bereits an, was beobachtbar ist: Einige Organisationen lassen eine offene Forschung nicht zu und gewähren Einblicke nur verdeckt, beispielsweise durch ein Praktikum. Auch der Einsatz technischer Hilfsmittel orientiert sich am jeweiligen Feld. Des Weiteren werden im Feld selbst diverse Dokumente produziert, die ebenfalls in die Analyse einfließen. Dabei kann es sich um bürokratische Formulare, E-Mails oder Audioaufzeichnungen handeln. Des Weiteren gilt die Ethnographie als flexibel, da in ihrem Verlauf andere Methoden inkorporiert werden können, um die teilnehmende Beobachtung zu ergänzen – Knoblauch erwähnt neben gezielten Interviews, Dokumentenanalysen auch quantitative Verfahren; die teilnehmende Beobachtung bildet somit den Rahmen für die Anwendung einer Vielzahl von Verfahren »der Dateninterpretation und -analyse« (Knoblauch 2014, 521).

Lüders dritter Punkt verweist auf den zweiten wichtigen Schritt in der Ethnographie. Die Erfahrungen im Feld werden durch Notizen während oder im direkten Anschluss an den Feldaufenthalt verschriftlicht und zu einem Gedächtnisprotokoll ausgebaut. Zu einem späteren Zeitpunkt werden diese in ihrer Gesamtheit in mehreren Durchgängen codiert und analysiert. Durch die Analyse des Geschriebenen wird die Aufmerksamkeit der Forscherin auf Zusammenhänge und Fragen gelenkt, die in weiteren Feldaufenthalten geklärt werden. Der Forschungsprozess kommt also nicht an ein vorbestimmtes Ende, sondern das Wechseln zwischen Schreibtisch und Feld, bzw. den Notizen, Feldprotokollen und dem für die Öffentlichkeit bestimmten Text wiederholt sich so lange, bis das Feld in Bezug auf die Forschungsfrage erschöpfend erforscht ist. Dieser Schreibprozess wird von Lüders hervorgehoben, da er in der Geschichte der Ethnographie mehrfach problematisiert wurde: Insbesondere in der Ethnologie wurde, angestoßen durch den Sammelband *Writing Culture* (Clifford und Marcus 1986; vgl. Berg und Fuchs 1993), über das Verhältnis von Autorschaft zwischen Indigenen und Ethnographinnen und damit zusammenhänge Fragen der Repräsentation und der Fiktionalität der Texte diskutiert – zur Debatte stand, zu welchem Anteil der ethnographische Text etwas über das Objekt und das Subjekt der Forschung aussagt. Auf einer methodologischen Ebene hat Hirschauer (2001) die Eigenleistung der vielfachen Schreibpraktiken im ethnographischen Forschungsprozess als eine »Übersetzung« nichtsprachlicher sozialer Phänomene in Text thematisiert. Damit grenzt sich die Ethnographie sowohl von allein auf Texten basierenden Verfahren, wie der Interviewforschung und Diskursanalysen ab, als auch von Verfahren, welche die soziale Welt als eine textliche verstehen (Garz 1994).

Jenseits dieser Gemeinsamkeiten bestehen jedoch beachtliche Unterschiede in der Konzeption davon, was Ethnographie ist oder sein soll. Dies hat sicher auch damit zu

1 Der Feldbegriff wird von der ethnologischen Ethnographie übernommen, bezeichnet aber in der Ethnographie in der Moderne keinen fest umrissenen Ort – wie ein Dorf, ein Stammesgebiet oder eine Insel – sondern kann sowohl ein Krankenhaus wie den kompletten Weg eines Rindersteaks von seiner Herstellung zu seinem Verkauf beschreiben. Anders als bei Bourdieu ist der Feldbegriff hier also vor allem forschungspragmatisch relevant und hat selbst relativ geringe theoretische Relevanz.

tun, dass die Methode in den verschiedenen Disziplinen der Sozial- und Kulturwissenschaft anders angeeignet wurde und sich sprach- bzw. länderspezifische Debatten ergeben haben. So spielt beispielsweise das Problem des Umgangs mit dem kolonialen Erbe der Disziplin in der Soziologie eine weit geringere Rolle als in der Ethnologie. Eine Gesamtschau der methodologischen Positionen würde den Bogen dieses Kapitels überspannen. Daher soll im Folgenden auf die soziologische Methodendiskussion im deutschsprachigen Raum eingegangen werden, in welcher vor allem die Ethnographie als *programmatische Befremdung der eigenen Kultur*, die *fokussierte Ethnographie* und die *lebensweltliche Ethnographie* prägend sind (vgl. Reichertz 2016, 202-8).

Herbert Kalthoff positioniert die Ethnographie zwischen der traditionellen Theorie und der traditionellen Methode als *theoretische Empirie* (Kalthoff 2008). Hier gibt es nicht nur eine starke Koppelung zwischen Methode und Theorie, zwischen Paradigma und Forschung, sondern das klassische Verhältnis wird auf den Kopf gestellt; für Kalthoff generiert die Ethnographie Theorie. Scheinbar paradox verfolgt dieser Ansatz »einen ›weichen‹ Methoden-, aber ›harten‹ Empiriebegriff« (Amann und Hirschauer 1997, 9). Ethnographie ist hier nicht eine Methode unter vielen, sondern ein *Programm* (ebd.),² das die Spaltung zwischen empirischer Forschung und Theoretisierung durch eine stärker am sozialen Geschehen orientierte Forschung überwinden soll. Die Ethnographie nimmt laut Kalthoff (2008) eine Mittelstellung zwischen den klassischen Positionen von soziologischer Theorie und empirischer Sozialforschung ein. Obwohl es sich um ein an einer Methode orientiertes Programm handelt, wird betont, dass sich der konkrete methodische Umgang nach dem Feld zu richten habe. Die Theorieleistung dieser Form der Ethnographie ist eng mit einer Methodologie verknüpft, die Hirschauer und Amann als *Befremden der eigenen Kultur* bezeichnen (Amann und Hirschauer 1997; Hirschauer 1994; 2010). In dieser soll die Alltagskultur so beschrieben werden, wie der Ethnologe eine fremde Kultur beschreiben würde, als unverständlich und erklärungsbedürftig. Auf diese Weise soll dargestellt werden, wie Interaktion und Sinnzuschreibungen in alltäglichen oder hoch spezialisierten Situationen funktionieren.

Diese Ethnographie macht es sich zur Aufgabe, jenes situativ relevante Wissen der Akteure zu explizieren, das die Akteure ohne großes Nachdenken nutzen. Auf diese Weise werden grundlegende soziale Mechanismen überhaupt sichtbar, die aus dem Alltagsverständnis heraus gesehen nicht problematisch sind (Hirschauer 2001). Hier zeigt sich der Einfluss der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse auf die Ethnographie im Sinne Hirschauers und Kalthoffs (Hirschauer 2010): Es geht ihr um die Erforschung der Herstellung dieser Selbstverständlichkeiten, die kollektive Herstellung des Alltäglichen und als alltäglich Akzeptierten. Entsprechend werden nicht mehr wie bei Max Weber soziale Handlungen analysiert, die bewusst in der Interaktion ausgeführt werden, sondern die Praktiken der Akteure (Breidenstein u.a. 2013, 31; Hirschauer

2 Im Gegensatz zu Knoblauch und zu Honer, Hitzler et al. bezeichnet sich diese Spielart der Ethnographie rhetorisch geschickt schlicht als solche, ohne zusätzliches Adjektiv, wie am Titel des Lehrbuchs von Breidenstein et al. (2013) ersichtlich. Entsprechend fehlt in diesem Lehrbuch, zumindest in der hier verwendeten, ersten Auflage, auch der Hinweis auf andere Varianten ethnographischer Forschung.

2004). Im Mittelpunkt stehen nicht die Individuen, sondern die Situationen mit ihren Eigenlogiken und den beteiligten Objekten.

Die Praxis des *Befremdens* methodologisiert eine rhetorische Figur, die im Fremden (Schütz [1944] 1972) oder dem »epistemologischen und zugleich damit gesellschaftlichen Bruch« anklingt, der ein »*Fremdwerden* der vertrauten, familialen und angestammten Welt« durch den soziologischen Blick (Bourdieu [1979] 1982, 15) produziert. Anders als bei Bourdieu wird dieser Blick allerdings nicht als ein soziologischer vorausgesetzt, sondern ist Teil des Forschungsprozesses; ebenso geht es diesem ethnographischen Programm nicht darum, unbewusste oder verdrängte gesellschaftliche Verhältnisse aufzudecken, sondern jenes praktische Wissen zu explizieren, das in Tätigkeiten wie dem Fahrradfahren steckt oder in einer Operation im Krankenhaus zum Einsatz kommt. In diesem Sinne wird als Ziel ausgegeben, Phänomene mittlerer Reichweite, bzw. der Meso-Ebene zu untersuchen (Breidenstein u.a. 2013, 32). Die Perspektive der Soziologie wird folglich weniger als Ideologiekritik oder »Beobachtung zweiter Ordnung« (Luhmann) beschrieben, sondern als schlicht eine Sichtweise unter vielen, als »ein subkulturelles Unternehmen aus einer marginalen Beobachungsposition« (Amann und Hirschauer 1997, 13). Es geht also weniger um die Produktion neuen, eventuell kritischen Wissens, sondern um die Explikation schon bestehenden Wissens, um es für die Soziologie und die interessierte Öffentlichkeit verfügbar zu machen. Es sind hier nun nicht mehr die objektiven, mathematischen Methoden, die ein Abbild der Wirklichkeit in der Wissenschaft garantieren sollen, weil im Kern dieses Verständnisses der Wissenschaft als einer Subkultur die Prämisse ist, dass Wissenschaft und soziale Welt, Forscher und Objekt sich gegenseitig konstituieren. In diesem Sinn muss die Ethnographie in »einer Mischung aus erkenntnistheoretische[m] Relativismus und Skeptizismus« verfahren, die »mit den eigen blinden Flecken der empirischen Forschung im Wechsel von Dokumentarismus und Reflexivität umzugehen weiß« (Kalthoff 2008, 19).

Provoziert die Ethnographie nach Hirschauer, Kalthoff, Amann et al. also einen Bruch mit dem Alltagsverständnis von Wissenschaft, Alltag und Sozialität gleichermaßen, steht die Konzeption der *fokussierten Ethnographie* von Hubert Knoblauch (2001; 2005) weniger konträr dazu. Knoblauch benennt mit der *fokussierten Ethnographie* eine Forschungspraxis, die in verschiedenen sozial- und kulturwissenschaftlichen Teildisziplinen gebräuchlich ist und sich tendenziell weniger vom einem herkömmlichen Theorie-Empirie-Verhältnis abgrenzt, als dies bei Hirschauer, Kalthoff et al. der Fall ist. In dieser Form der Ethnographie wird stärker auf technische Hilfsmittel Wert gelegt, die Besuche im Feld sind weniger häufig und nicht so zeitintensiv. Knoblauch will im Gegensatz zu der befremdenden Ethnographie das Wissen der Forschenden um ihre eigene Kultur als Ressource nutzen, um Vorgänge in einem bestimmten Feld zu darzustellen. Die Notwendigkeit der Befremdung in der Forschung, wie Hirschauer und Amann sie propagieren, besteht für ihn nicht. Dies hat Auswirkungen auf den Forschungsprozess: Während die Ethnographie nach Hirschauer und Amann zuerst mit der Frage nach dem der Situation oder der der Feld eigenen Logik in das Forschungsfeld geht, wird in Knoblauchs Konzeption das Feld nach der Antwort auf einen bestimmten Aspekt hin abgeklopft. So ist auch die unterschiedliche Gewichtung technisch gewonnener Daten zu erklären. Knoblauch betrachtet technische Aufzeichnungen durch Kameras und Audio-Recorder als gleichwertig zu dem durch die Beobachtung gewon-

nenen Wissen, während Amann und Hirschauer die technisch gewonnenen Daten vor allem als Hilfsmittel und Gedächtnisstütze für die Ethnographin gelten lassen – bei ihnen steht die »andauernde und unmittelbare Erfahrung« durch körperliche Anwesenheit der Forschenden (Breidenstein u.a. 2013, 33) im methodischen Mittelpunkt. Dieser Gewichtung gemäß spricht Knoblauch auch inzwischen von einer *Videographie* (Knoblauch, Tuma, und Schnettler 2013).

Die *lebensweltliche Ethnographie* wurde unter anderem von Anne Honer (1993) geprägt. Diese Form der Ethnographie fokussiert mit Bezug auf Schütz und Luckmann auf die subjektive, intersubjektive und alltäglich Alltagsdeutung von Akteuren. Damit grenzt sie sich von der Ethnographie als Befremdung insofern ab, als sozialer Sinn stärker über subjektive Deutungen denn über den praktischen Aushandlungsprozess in der je konkreten Situation gedacht wird (Hitzler und Eisewicht 2016, 19, 24). In diesem Sinn beschäftigt sie sich weniger mit alltäglichen und öffentlichen Phänomenen in der Tradition Erving Goffmans, sondern mit »kleinen sozialen Lebenswelten« (ebd., 22), die sich in Subkulturen und Milieus herausbilden. Zugleich nimmt sie aber die methodische Beschreibung der Ethnographie als »Befremdung« positiv auf (ebd., 25). Sie grenzt sich ebenso von der Praxis der fokussierten Ethnographie ab, weil diese das »existenzielle Engagement« (ebd., 38) vermissen lässt, das für den Nachvollzug der Perspektive der Teilnehmenden wichtig ist. Stärker als der Ansatz von Hirschauer et al. betont die lebensweltliche Ethnographie also den Aspekt der aktiven Teilnahme, zum Teil in Form der Rollenübernahme der Untersuchten, der über die bloße Beobachtung als Teilhabe an und in einem Feld hinausgeht.

Die Differenz, die zwischen diesen Ansätzen besteht und auch offen debattiert wurde (Knoblauch 2001; Breidenstein und Hirschauer 2002; Knoblauch 2002), ist nicht nur eine methodologische, sondern berührt das Selbstverständnis der jeweiligen Ethnographie. In Frage steht, ob die Ethnographie als eine Methode unter anderen oder als sozialtheoretisches Programm zu verstehen ist, das auch das Verhältnis von Theorie und Empirie im Sinne der Grounded Theory neu justiert. Auch in Bezug auf den sozialtheoretischen Zugriff auf das Feld unterscheiden sich die Ansätze in ihrem Fokus auf die Perspektive der Beteiligten und ihre Lebenswelten einerseits und in ihrem Fokus auf die Logik der Praktiken und Situationen andererseits. Alle drei Ansätze, die hier exemplarisch für die Methodendiskussion genannt wurden, haben jedoch vergleichbare sozialtheoretische Wurzeln im Interaktionalismus bzw. der Chicago School und damit der Grounded Theory (Breidenstein u.a. 2013, 21-24), der »Alltagssoziologie« von Garfinkel und Goffman und der phänomenologischen Soziologie (Breidenstein u.a. 2013, 25-30; Hitzler und Eisewicht 2016, 31). Auch wenn sie diese jeweils unterschiedlich konturieren, geht es allen drei Spielarten um die um die Artikulation von »implizite[m] kulturelle[m] Sinn« (Hirschauer 2010, 207) in seinem Vollzug durch die die Detailbetrachtung von »actions, interactions and social situations« (Knoblauch 2005).

Jenseits der theoretischen Einbettung, in der konkreten Forschungspraxis, schleifen sich die Unterschiede der drei Methodologien weiter ab. So ist sowohl die für die fokussierte Ethnographie beschriebene Verwendung von Aufzeichnungsmedien in diversen Forschungsprojekten verbreitet, auch bei jenen, die sich eher im Kosmos der befremdenden Ethnographie bewegen (Liegl 2010; Schindler 2012); zugleich ist die von Knoblauch als Merkmal der fokussierten Ethnographie beschriebene Praxis der *data ses-*

sions, in den Feldforschern mit Kolleginnen über die Daten aus dem Feld diskutieren, statt sich allein mit ihren Feldnotizen auseinanderzusetzen, in allen Formen der Ethnographie üblich. Reichertz (2016, 204-6) unterscheidet die drei Varianten weniger anhand ihrer Programmatik als an ihrer Art und Intensität der Teilnahme und beschreibt sie als »fokussierte Teilnahme«, die Ethnographie à la Hirschauer et al. als »teilnehmende Beobachtung« und die lebensweltliche als »beobachtende Teilnahme«; wie intensiv oder langandauernd ein Feldaufenthalt sein muss, um als solcher zu gelten, kann jedoch nicht klar definiert werden. Ein dreimonatiger Feldaufenthalt kann, je nach der Natur des Felds, im Besuch wöchentlich stattfindender Treffen bestehen, oder in der täglichen Beobachtung von Online-Phänomenen – oder er kann währenddessen von einem zum anderen führen und beides miteinander kombinieren. Während eines Forschungsprojekts kann es durchaus sein, dass der Aktivitäts- und Beteiligungsgrad zwischen einer eher aktiven oder passiven Beteiligung schwankt – so kann man als Praktikant in einer Organisation darauf beschränkt werden, Kaffee zu kochen und ansonsten »teilnehmende Beobachtung« zu betreiben, während man phasenweise, im Krankheitsfall von Mitarbeitenden der Organisation, selbst in »beobachtender Teilnahme« Hand anlegen muss. Ob und wie einzelne Gegebenheiten »fokussiert« durch Aufzeichnungsgeräte jenseits des Körpers der Ethnographin festgehalten werden können, hängt auch wiederum vom Feld, den jeweiligen Umständen und dem aktuellen Interesse des Forschenden ab. Im Postulat der methodischen Flexibilität und Offenheit gegenüber dem Feld, das von den drei Ansätzen geteilt wird, ist schließlich das Bewusstsein darüber enthalten, dass es zum einen müßig ist, die genaue Umgangsweise mit dem Feld im Vorhinein festlegen zu wollen und dass es zum anderen ebenso illusorisch ist, von einem fixen Blickwinkel auszugehen, den man im Laufe der Forschung durchhalten könne. Vielmehr, so scheint es, zeichnet sich eine gelungene Ethnographie durch eine Mischung von Nähe und Distanz und aktiven wie passiven Phasen der Teilnahme, also durch, unter anderem, »Mobilisierung« und »Perspektivwechsel« aus (Breidenstein et al. 2013, 76-79).

4.2 Adornos empirische Methoden

Wenn man die drei von Lüders genannten Kernelemente der Ethnographie als Vergleichsfolie nimmt, fällt der Kontrast zu der empirischen Sozialforschung auf, an der sich Adorno beteiligt hat – sowohl im Rahmen von Forschungsprojekten des Instituts für Sozialforschung, als auch an durch externe Förderer organisierten Projekten wie den Autoritarismusstudien, dem *Princeton Radio Research Project* und Einzelarbeiten. Trotz des programmatischen Namens steht das Institut für keine bestimmte Forschungsmethode, sondern hat sich einer Vielzahl an Erhebungs- und Analysemethoden bedient. Statt eigene Methoden auszubilden, zeigt sich in der Rückschau eher ein Bild der Aneignung, Umdeutung und Kombination existierender Forschungsmethoden.

Die Kritische Theorie der ersten Generation um Horkheimer, Adorno, Pollock, Marcuse und andere institutionalisiert sich etwa im gleichen Zeitraum wie die soziologische Ethnographie der Chicago School. Während letztere untersucht, wie das Zusammenleben von Immigrantinnen in der neuen Welt und den immer weiterwachsenden Städ-

ten aussieht (bspw. Wirth 1928; Whyte [1943] 2006), ist die Kritische Theorie durch eine ganz andere Frage motiviert. Dieser ging es um die Beantwortung der Frage, warum es in Deutschland und in anderen europäischen Ländern mit einer starken Arbeiterbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht zu einer Revolution, sondern zu einer patriotischen Beteiligung der Arbeiter am ersten Weltkrieg kam. Ging es der Chicago School um das Studium beruflicher, lokaler und ethnischer Milieus in einer sich herausbildenden modernen Gesellschaft, untersuchte das Institut für Sozialforschung das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in Hinblick auf die Herstellung politischer Einstellungen, Ressentiments und Weltbilder. Wie Max Horkheimer in »Traditionelle und kritische Theorie« herausstellt, war die Kritische Theorie von Beginn an ein Projekt, das darüber aufklären wollte, warum Menschen den schlechten Bedingungen die Stange halten, wenn es objektiv nicht mehr notwendig ist (Horkheimer [1937b] 1988, 216). In jenem Text wurde jedoch auch auf die Relevanz einer Vermittlung von Sozialphilosophie und empirischer Forschung zur Beantwortung dieser Frage hingewiesen. In diesem Sinne entstanden die Forschungsarbeiten des Instituts, wie die *Studien zum autoritären Charakter*, das *Gruppenexperiment*, die *Studien zu Autorität und Familie* sowie die erste Studie des Instituts zum Bewusstsein der Arbeiter am Ende der Weimarer Republik – die allerdings erst Jahrzehnte später veröffentlicht wurde (Fromm 1980). Entgegen der Bezeichnung als Kritische Theorie, die erst 1937 aufkam, war der erste Anspruch des von Horkheimer geleiteten Instituts die *Sozialforschung*. Dies ist ein Aspekt, der in der heutigen Darstellung oft in Vergessenheit gerät, da entweder allein die theoretischen Texte der Kritischen Theorie rezipiert oder die Studien in Methodenlehrbüchern als historische Beispiele deutschsprachiger Sozialforschung erwähnt werden (vgl. Diekmann 2004, 95). Eine gemeinsame Betrachtung beider Elemente ist selten (Benzer 2011; Bonß 1982). In diesem Sinne sollen die empirischen Arbeiten Adornos und damit auch jene des Instituts hier kurz unter Berücksichtigung methodologischer Fragen dargestellt werden.

Die Mitarbeiterinnen des Instituts bedienten sich bei ihrer Arbeit sowohl an damals gängigen empirischen Methoden, entwickelten jedoch auch selbst neue Formen, da sie sich zunehmend auch der Kritik der Methoden der quantitativen empirischen Sozialforschung verschrieben. In den *Studien zu Autorität und Familie*, erstmals 1936 veröffentlicht, wurden diverse Erhebungs- und Auswertungsformen genutzt (Horkheimer [1936] 1987). Eine erste Umfrage unter Facharbeitern verwendete Fragebögen mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten; eine weitere zur Sexualmoral bestand aus halbstrukturierten Interviews mit offenen Fragen, zu den die Interviewten ausführlich Stellung nahmen. Diese Interviews wurden ebenso quantitativ wie qualitativ ausgewertet. Die *Studies in Prejudice*, die in den späten 1940er Jahren unter Mitarbeit von Adorno in Kalifornien erstellt und auszugsweise auf Deutsch unter dem Titel *Studien zum autoritären Charakter* (Adorno [1949] 1995) veröffentlicht wurden, beruhen sowohl auf einem Fragebogen zur Messung faschistischer Einstellungen wie auf halboffenen Interviews mit ausgewählten Teilnehmerinnen der Studie. Die Ergebnisse der Fragebögen wurden mit den detaillierteren Interviewantworten der Teilnehmer zu politischen Fragen und jenen zur Familiengeschichte verglichen. Die Studie bedient sich also einer Verbindung quantitativer wie qualitativer Methoden: Die statistischen Zusammenhangmaße sollen die gedanklichen Motive erfassen, die in den klinischen Interviews erarbeitet wurden.

Beide Teile der Studie beeinflussten sich dahingehend, dass für die halboffenen Interviews jene Personen ausgewählt wurden, die laut dem statistischen Fragebogen starke autoritäre oder liberale Charakterzüge aufwiesen. Die Ergebnisse dieser qualitativen Interviews wiederum beeinflussten die Konstruktion des finalen, quantitativen Fragebogens (Adorno [1949] 1995, 16f.). Ziel der Studie war es, »tiefenpsychologische« Phänomene den statistischen Verfahren zugänglicher und quantitative Erhebungen von Attitüden und Meinungen psychologisch sinnvoller zu machen« (ebd., 16). Die statistische Auswertung der Fragebögen wird in den Studien ausführlich geschildert, in der sozialpsychologischen Typologie der Befragten werden viele Ausschnitte aus den qualitativen Interviews zitiert. Zwar wird die Auswahl der Teilnehmer für die klinischen Interviews diskutiert (ebd., 34ff.), ein Interviewleitfaden oder andere methodische Aspekte finden jedoch – in der deutschen Übersetzung, die nur einen Bruchteil der ursprünglich in fünf Bänden publizierten Forschungsarbeiten umfasst – keine Erwähnung. Die qualitative Arbeit scheint in der deutschen Ausgabe weniger begründungs- und erläuterungsbedürftig, was wohl mit dem sozialpsychologischen Schwerpunkt der Arbeit zusammenhängt.

Das von Friedrich Pollock geleitete Gruppenexperiment war das erste größere Projekt des wieder nach Deutschland zurückgekehrten Instituts. Es wollte den Stand des autoritären Bewusstseins und damit den Erfolg der alliierten Reeducation im postnazistischen Deutschland erforschen (Pollock 1955). Den primären Beitrag dieser Studie sehen sowohl der Herausgeber der Studie (ebd., 3), Friedrich Pollock, wie die Autoren des Vorworts (ebd., v), Adorno und Horkheimer, in der Methode der Gruppendiskussion, die sowohl quantitative wie qualitative Analysen erlaube. Sie wird als Mischung aus einer Fallstudie und einem klinischen Experiment beschrieben, in dem versucht wird, die alltägliche Gesprächssituation unter Fremden nachzubilden, das Thema das Gespräch aber durch einen »Reiz« zu provozieren und anschließend sowohl durch ein schriftliches Protokoll wie eine Tonaufzeichnung zu registrieren.

»Als eine Art Modell für die Gruppendiskussion diene die Situation in einem Eisenbahnabteil, in dem es häufig vorkommt, daß einander fremde Menschen sich mit erstaunlicher Offenheit über die heikelsten Fragen unterhalten.« (Ebd., 35)

Um diese Anonymität zu wahren, wurden den Teilnehmern Decknamen gegeben. Die Methode wurde in expliziter Kritik an der Untersuchungsform des Interviews entwickelt: Im Gegensatz zum gängigen methodischen Verständnis sieht das Institut das Interview nicht als bloße Abfrage von Meinungen, sondern als konstitutiv für den Meinungsbildungsprozess: »Es mag einzig nochmal darauf hingewiesen werden, daß [...] die Interviewsituation selbst, indem sie zur Eindeutigkeit zwingt, wo diese vielleicht gar nicht existiert, in die Ergebnisse eingeht.« (Ebd., 29) Ebenso wird das Problem der Beantwortung im Sinne der sozialen Erwünschtheit erwähnt, das insbesondere bei den politischen Themen und dem Selbstbild der Beteiligten besteht. Des Weiteren wird die Gruppendiskussion als Lösung für das Problem gesehen, dass Meinungen keinesfalls konstant bleiben, sondern sich Beteiligte selbst im Laufe eines Gesprächs widersprechen. Nur durch die Nachbildung eines möglichst ungezwungenen und sozial folgenlosen Gesprächs unter Unbekannten kann sowohl die enttabuierte Meinung der Akteure

dargestellt und in ihrer Herausbildung im Gruppenprozess untersucht werden (ebd., 32-40). So wurde auch auf eine feste Tagesordnung an zu besprechenden Themen verzichtet; ebenso wurde bei der Auswahl der Diskussionsorte dafür gesorgt, dass es sich nicht um universitäre Gebäude, sondern Orte des täglichen Lebens wie Gaststätten oder Kantinen handelte. Über hundert Diskussionsgruppen zu Themen der Nachkriegsgesellschaft, dem Verhältnis zu den alliierten Besatzungskräften, der Schuldfrage und zum Antisemitismus – kurz, zum *Ethnozentrismus* der Beteiligten (ebd., 44) – wurden durch das Verlesen eines fiktiven Briefes angeregt, in dem ein Besatzungssoldat seiner Heimatzeitung über seine Zeit in Deutschland und sein Verhältnis zu den Deutschen berichtet. Die Diskussionen wurden aufgezeichnet und sowohl quantitativ als auch qualitativ analysiert: Die quantitative Analyse wurde mit Kategorien, die erst am Material entwickelt wurden, durchgeführt; qualitativ wurde der Verlauf der Gruppendiskussionen in Bezug auf die Inklusionsleistung der Gruppen analysiert; Adorno beteiligte sich mit einer qualitativen Analyse der Phänomene »Schuld und Abwehr« in den Gruppendiskussion an dem Forschungsbericht (wieder abgedruckt in AGS 9.2). Problematisch, und das betonen die Autoren der Studie selbst, ist das Auseinanderreißen des Diskussionszusammenhangs in der quantitativen Analyse, die jede Einzeläußerung isoliert zählt (vgl. Bohnsack 2008, 370). Gleichzeitig wurde keine Integration der qualitativen und quantitativen Studien geleistet; nur ein dreiseitiger Abschnitt der umfangreichen Studie informiert über statistische Zusammenhänge der qualitativen Analyse (Pollock 1955, 426-9). Dass diese Form der Gruppendiskussion als signifikanter Beitrag zur Methodenentwicklung gesehen wurde, belegt ein Band aus dem Institutszusammenhang, der sich allein mit der Methode beschäftigt (Mangold 1959). Im Gegensatz zu den anderen Forschungsarbeiten aus dem Institut gehört die Gruppendiskussion unter veränderten Vorzeichen zu den etablierten qualitativen Methoden im deutschsprachigen Raum (vgl. Bohnsack 2008).

Auch zwei Studien, die Adorno allein erstellte, zeigen, dass er nicht nur als Sozial- und Musikphilosoph gearbeitet hat.³ Die Studien beschäftigen sich mit Rundfunksendungen eines reaktionären Radio-Agitators von 1943 sowie der Astrologie-Kolumne der *Los Angeles Times* aus den frühen 1950er Jahren.⁴ In der Analyse der regelmäßig gesendeten Rundfunkreden des kalifornischen Politikers Martin Luther Thomas, der für die antisemitische und christlich-fundamentalistische *Christian American Crusade* warb, bespricht Adorno die rhetorischen Techniken und ideologische Topoi, die von Thomas eingesetzt werden (AGS 9.1). Zur Analysemethode im Einzelnen äußert sich Adorno nicht; er zitiert jedoch häufig aus dem Material und verweist ansonsten auf zeitgenössische politikwissenschaftliche Studien. Im deutschsprachigen Vorwort der auf Englisch verfassten Analyse der Astrologie-Kolumne (AGS 9.2) verweist Adorno jedoch explizit auf die verwendete Methode:

3 Des Weiteren hat sich Adorno an einem längeren Handbucheintrag zur empirischen Sozialforschung beteiligt (AGS 8, 327-59).

4 Die erste blieb zu Lebzeiten Adornos unveröffentlicht, die zweite erschien auf Englisch in einem deutschen Fachverlag.

»Dies Material wird einer ›content analysis‹, der inhaltlichen Deutung unterworfen, wie sie Massenkommunikationen gegenüber als eigenes Verfahren sich ausgebildet hat. Doch wurde die ›content analysis‹ nicht nach amerikanischer Übung quantitativ vollzogen; nicht die Frequenz einzelner Motive und Formulierungen der astrologischen Spalte gezählt. Sondern es wurde durchaus *qualitativ* verfahren. Das Skelett der Interpretation stellte eben die Theorie bei.« (ebd., 12)⁵

Als theoretische Grundlagen der Interpretation nennt er die oben erwähnten Studien zur Autorität und Familie, das Kulturindustriekapitel aus der *Dialektik der Aufklärung* sowie Abschnitte der *Minima Moralia* zur Kritik des Okkultismus (ebd., 11f.). Hier ist das Verhältnis von Theorie und Empirie also in gewisser Hinsicht ein klassisches: Die empirische Forschung dient der Prüfung und Explikation theoretischer Aussagen, nicht umgekehrt die Empirie der Generierung von Theorien. Gleichzeitig scheint ihm die Dokumentenanalyse eine schlechtere Wahl als die Beobachtung und Befragung der Akteure selbst, wie er zu Beginn der Analyse vermerkt:

»There are various reasons for choosing this material. Limitations of research facilities prevented real field work and forced us to concentrate on printed material rather than on primary reactions. Such material seemed to be most copious in astrology and was easily accessible.« (Ebd., 20)

Adornos Diskussion sozialwissenschaftlicher Methoden im Rahmen des Positivismusstreits und darüber hinaus wird jedoch zeigen, dass er sich auch ein anderes Verhältnis von Theorie und Empirie vorstellen konnte, bzw. die damals vorherrschende quantitative Forschungslogik einer Kritik unterzogen hat.

Trotz dieser aktiven Beteiligung an empirischer Sozialforschung konstatiert Fleck (2007, 289) bei Adorno eine »offensichtliche Abneigung gegen empirische Forschung«; Anlass zu dieser Bemerkung ist Flecks Rekonstruktion der Mitarbeit Adornos am *Princeton Radio Research Project*, in der Adorno sich nur zögerlich auf die von Paul Lazarsfeld konzipierten empirischen Studien einließ. Empirisch im Sinne einer Befragung oder Beobachtung von Musikhörenden hat sich Adorno tatsächlich im Projekt nicht betätigt, sondern vor allem theoretische Skizzen und das oben diskutierte »experiment in theory« (Kap. 3.2.2) beigesteuert. Es finden sich aber im Sinne einer qualitativen Inhaltsanalyse sowohl Analysen damals populäre Songs auf Basis von Noten und Liedtext, als auch eine Analyse der Radiosendungen »Music Appreciation Hour« und des pädagogischen Begleitmaterials (vgl. ANS I.3). Fleck scheint also auf Basis der Adorno'schen Skepsis gegenüber dem Methoden- und Empirieverständnis im Princeton Projekt auf eine Skepsis gegenüber jeglicher Sozialforschung zu schließen. Die in Princeton bzw. New York und New Jersey betriebene Form der qualitativen Inhaltsanalyse wird Adorno

5 Den Begriff der Inhaltsanalyse übernimmt Adorno wahrscheinlich von Siegfried Kracauer, der sich in einem der wenigen empirisch-methodischen Texte aus dem Umfeld der Kritischen Theorie für eine qualitative Sozialforschung ausgesprochen hatte (Kracauer [1952] 2012). Ein Niederschlag von Kracaueers Forderung, die *content analysis* auch qualitativ durchzuführen und dabei für quantitative Forschung offen zu bleiben, findet sich heute in Mayrings Verständnis der Qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2015), wie der qualitativen Forschung insgesamt (Mayring 2002, 37f.). Eine weitere Adaption der Kracauer'schen Ideen bietet Ritsert (1973).

auch in den Folgejahren in seinen Einzelprojekten betreiben. Auch seine Beiträge zur Analyse der Interviewaussagen in den *Studies in Prejudice* und im Gruppenexperiment sind qualitativer Natur.

Nach der Durchführung des Gruppenexperiments scheint sich Adorno von einer aktiven Beteiligung an empirischer Sozialforschung verabschiedet zu haben, obwohl er als leitendes Mitglied des Instituts weiterhin als Herausgeber empirischer Studien fungierte und gelegentlich entsprechende Geleitworte verfasste (vgl. AGS 20.2, 599ff.). Dahms (1994, 290-99) deutet diesen Rückzug aus der Forschung als Reaktion auf die negative bzw. ausbleibende Rezeption der beiden großen Studien, dem Gruppenexperiment und den Studien zum autoritären Charakter, an denen er beteiligt war. Diese Rezeption hat laut Dahms (ebd., 299) bei Adorno »zur Reaktivierung grundsätzlicher Zweifel am Wert empirischer Sozialforschung beigetragen, die schließlich erneut in eine scharfe Positivismuskritik einmündeten.« So wäre es verfehlt, von einer konstanten Haltung Adornos gegenüber der empirischen Sozialforschung auszugehen; diese scheint sich insbesondere gegenüber der quantitativen Sozialforschung von einer eher skeptischen zu einer rezeptiven und zurück zu einer distanzierten entwickelt zu haben (ebd., 285). Kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland, im Jahr 1952, hatte Adorno noch die quantitative Sozialforschung gegenüber einer eher geisteswissenschaftlichen Soziologie verteidigt (AGS 8, 478-93). Dort hat er zwar die quantitative Forschung ob ihrer Wurzeln in Statistik und Marktforschung als »Herrschaftswissen« (ebd., 491) bezeichnet, sie aber zugleich als notwendigen Faktor einer der Aufklärung verpflichteten Sozialwissenschaft verstanden:

»Es ist selbstverständlich, daß nicht alle empirisch-soziologischen Erhebungen kritische Funktionen erfüllen. Aber ich glaube freilich, daß selbst Marktanalysen mit genau umgrenzter Thematik etwas von diesem aufklärerischen, unideologischen Geist in sich tragen müssen, wenn sie wirklich leisten wollen, was sie versprechen. Diese objektive, in der Sache gelegene Beziehung zur Aufklärung, zur Auflösung blinder, dogmatischer und willkürlicher Thesen ist es, die mich als Philosophen der empirischen Sozialforschung verbindet.« (Ebd., 482f.)

Trotz dieser Verteidigung scheint er sich hier, als Philosoph, von der forschenden Praxis auszunehmen, er urteilt an dieser Stelle schon von außen. Trotz dieser anscheinend in der Nachkriegszeit größeren Probleme mit der aktiven Beteiligung an empirischen Sozialforschung sollen hier zum Abschluss dieses Abschnitts zwei weitere Aspekte angeführt werden, in denen Adornos zumindest theoretische Treue zur Sozialforschung dokumentiert sind.

Zum einen hat sich Adorno in einem der letzten Texte, die von ihm autorisiert erschienen sind, noch für diese ausgesprochen. In einem 1969 im Bayrischen Rundfunk gesendeten und 1970 gedruckten Aufsatz über »Gesellschaftstheorie und empirische Forschung« wendet sich Adorno gegen die damals schon geläufige Vorstellung, der Kritischen Theorie ginge es allein um Theorie: »Die Vertreter einer kritischen Soziologie jedoch möchten keineswegs, wie ihnen gerne unterstellt wird, bei der Schreibtischarbeit sich bescheiden; auch sie bedürfen der sogenannten ›Feldforschung‹« (AGS 8, 539). Zum anderen hat sich Adorno auch in den 1950er und 1960er Jahren in der Lehre

mit empirischer Sozialforschung auseinandergesetzt, wie das von Nico Bobka und Dirk Braunstein (2015) erstellte Verzeichnis seiner Frankfurter Lehrveranstaltungen deutlich macht.⁶ Im Sommersemester 1961 führte Adorno ein Hauptseminar zu »Probleme[n] der qualitativen Analyse« durch, schon in den 1950er Jahren leitete er ein Seminar zur Besprechung empirischer Arbeiten. Des Weiteren wurden auch in Seminaren ohne expliziten Methodenbezug Empirie betrieben. Die beiden Hauptseminare »Empirische Beiträge zur Soziologie des Lachens« (WS 1964) und »Sozialer Konflikt« (SoSe 1965) können als Lehrforschungsprojekt verstanden werden. Aus beiden Lehrveranstaltungen ging ein Text hervor, den Adorno mit Ursula Jaenisch (AGS 8, 177-95) schrieb. In diesem wird geschildert, dass die Studierenden beide Phänomene durch teilnehmende Beobachtung untersuchten und im Seminar reflektierten:

»Studenten sollten bestimmte Situationen unmittelbar beobachten. Deren präzise Beschreibung, und Versuche zur Interpretation, sollten verdeutlichen, daß, wo mehrere Menschen zusammen lachen oder feindselig aneinander geraten, soziale Momente sich ausdrücken, die über den direkten Anlaß hinausgehen, zuweilen in diesem sich verstecken.« (Ebd., 177)

Diese Kurse können somit als Beleg dafür genommen werden, dass sich Adorno zumindest ansatzweise mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung beschäftigt hat. Wie in vielen anderen Texten, in denen Adorno sich zu empirischen Methoden äußert, bleiben auch hier seine methodischen Angaben vage. Eine ausgearbeitete empirische Methodologie Adornos gibt es nicht.

Wegen seiner qualitativen Forschung in seinen letzten Lebensjahrzehnten wird Adorno gelegentlich als Exponent einer qualitativen Sozialforschung verstanden. So erscheint seine Position im Positivismusstreit mit Popper (Adorno [1969] 1993) gelegentlich als eine Kritik der quantitativen Sozialforschung; in diesem Sinn wird der Positivismusstreit gelegentlich als Startschuss für die Entwicklung explizit qualitativer Methoden verstanden (Krause und Laux 2014, 61; Strübing 2013, 15f.). Diese Deutung von Adornos Thesen ist verwunderlich, da die größeren Forschungsprojekte der Kritischen Theorie sich an einer Integration oder Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden und nicht primär an der Herausbildung genuin qualitativer Methoden versuchten. Des Weiteren ist diese Einschätzung insofern von Interesse, als die große Vielzahl der qualitativen Methodologien, die im deutschen Sprachraum rezipiert oder entwickelt wurden, ohne Bezug auf die Kritische Theorie auskommen. Laut Strübing liegt dies daran, dass die Kritische Theorie keine »forschungspraktischen Innovationen [...] leistete« (Strübing 2013, 16). Dieses Bild mag angesichts der oben referierten Arbeiten – weitere aus den 1950er Jahren führt Johannes Platz (2012) auf – unter anderem dadurch entstanden sein, dass auch die bekanntesten Nachfolger Adornos und Horkheimers, Habermas und Honneth, nicht primär empirische Forschung, sondern Sozialtheorie betrieben und somit das Bild von der Kritischen Theorie als einem vor allem theoretischen Unterfangen konsolidierten.

6 Die Sitzungsprotokolle, die Adorno in seinen Kursen von Studierenden hat erstellen lassen, sind nun in gesammelter Form von Dirk Braunstein (2021) herausgegeben worden.

Es ist nun einerseits nachvollziehbar, dass Adorno als Proponent qualitativer Methoden verstanden wird, da sich seine Kritik des Positivismus unter anderem gegen die in der quantitativen Forschung geläufige Trennung von Gegenstand und Methode (AGS 8, 287) sowie die damit zusammenhängende Vorstellung von isolierbaren Fakten richtet, die unabhängig vom Forschenden in ihrem Sosein vorliegen (ebd., 283f., 291) – denn diese Punkte werden häufig auch von qualitativen Methodologien kritisiert (vgl. bspw. Flick, von Kardorff, und Steinke 2008, 24). Dahms (1994) hat die Entwicklung der Positivismuskritik in der Kritischen Theorie nachgezeichnet und dabei die Spezifik dieser Kritik herausgearbeitet: Begann diese Kritik als eine epistemologische und wissenschaftstheoretische (Horkheimer [1937a] 1988), wurde in der späteren Kritik ab den 1950er Jahren eine weitere normative Ebene eingezogen. Konstatierten Horkheimer, Adorno und andere dem Positivismus vor dem zweiten Weltkrieg noch, dass sich die wissenschaftstheoretischen Positionen nicht mit den sozialdemokratischen oder sozialistischen ihrer Autoren deckten (Dahms 1994, 305), werfen sie dem Positivismus in der Nachkriegszeit des Weiteren vor, schon methodisch ein harmonisches und damit zu positives Bild von der Gesellschaft zu zeichnen (vgl. AGS 6 [1966], 48). In diesem doppelten Sinn kritisiert Adorno schließlich in den 1960er Jahren Comte als den Gründervater des Positivismus (vgl. Dahms 1994, 307).

Weder diese gesellschaftskritische Intention noch der Bezug auf die Dialektik, die Adorno im Positivismusstreit als Methode empfahl, fanden Einzug in die maßgeblichen Modelle der qualitativen Sozialforschung in Deutschland. Mit Ausnahme Oevermanns (1983) bezieht sich kaum ein Proponent heute noch verwendeter qualitativer Methoden auf Adorno. Im Gegenzug wurden zur methodologischen Rahmung qualitativer Methoden mit der Phänomenologie und der Wissenssoziologie gerade jene Denkschulen herangezogen, die Adorno – konkret an Husserl (*Zur Metakritik der Erkenntnistheorie*, AGS 5) und Mannheim (»Das Bewußtsein der Wissenssoziologie«, AGS 10.1, 31ff.) – kritisiert hat.

Im Gegenzug gibt es in der internationalen methodologischen Diskussion Ansätze einer engagierten Sozialforschung, die sich zumindest in Teilen auf Adorno beziehen. Diese Ansätze sollen in Form der *critical ethnography* und der Aktionsforschung im folgenden Abschnitt diskutiert werden. Dabei wird sich zeigen, dass das in diesen Ansätzen verbreitete Kritik- und Methodenverständnis nur geringe Schnittstellen zu dem Adornos aufweist. Im Gegenzug zeigen sich in methodologischer Hinsicht überraschende Parallelen zum Verständnis von Sozialforschung der befremdenden Ethnographie von Hirschauer, Amann, Kalthoff und anderen. Im übernächsten Abschnitt soll daher Adornos expliziter Beitrag zu einer philosophischen Methodologie, die *Negative Dialektik* (AGS 6), für die Tauglichkeit einer Methodologie der Ethnographie untersucht und in Bezug zu den Überlegungen der befremdenden Ethnographie gesetzt werden.

4.3 Critical Ethnography und der »böse Blick« der Kritischen Theorie

Zwar begreift Adorno die empirischen Methoden als Herrschaftswissen, gleichzeitig erkennt er jedoch an, dass insbesondere die qualitativen Methoden aus einem sozialreformerischen Impetus heraus zur Erforschung sozialen Elends entwickelt wurden (AGS

9, 328). In Amerika hat sich in der Gründerzeit der Soziologie um 1900 eine mit dem Werturteilsstreit vergleichbare Auseinandersetzung entzündet; dort bedienten sich an der University of Chicago sowohl das Soziologieinstitut wie jenes für soziale Arbeit, in dem schließlich die von der Temperance-Bewegung inspirierten christlichen Reformer institutionellen Anschluss fanden, qualitativer Methoden (Bulmer 1984, 39). Das Erbe des sozialreformerischen Ansatzes findet sich heute in der amerikanischen, insbesondere ethnographisch arbeitende Stadtforschung, den *Urban Studies*, die sich vor allem mit sozialen Problemen wie Obdachlosigkeit, Kriminalität und Segregation beschäftigt (z.B. A. Goffman 2014; Anderson 2015). Explizit als kritisch versteht sich die *critical ethnography*. Überschneidungen und Differenzen zwischen Adornos Methodologie und jener der *critical ethnography* sollen hier kurz umrissen werden.

Die sozialpolitisch engagierte Ausrichtung der qualitativen Forschung erlebte in den späten 1960er Jahren, im Zuge der Studierendenproteste, einen Aufschwung. Diese Proteste entzündeten sich nicht nur an Themen wie dem Vietnamkrieg, sondern kritisierten auch die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft und ihr Selbstverständnis (vgl. Gouldner 1974). So wurde u.a. der Positivismusstreit (s.o.) zum Anlass genommen, nach einer neuen Verbindung von theoretischer Forschung und praktischer politischer Intervention zu suchen. Als eine Möglichkeit galt die Aktionsforschung, die zwar als wertneutrale Forschungsrichtung der Sozialpsychologie in den 1930er Jahren in Amerika entstand, nun aber als Programm zur Erforschung und gleichzeitigen Veränderung sozialer Missstände rezipiert wurde. Vor allem im Bildungsbereich, den Kinderläden der späten 1960er und 1970er Jahre, fand dieser Forschungsansatz unter Pädagogen Anwendung. Aber auch in der Arbeits- und Organisationsforschung wurde der Ansatz angewendet. Wie Heinz Moser darstellt (1975, 127), baut die Aktionsforschung dabei auf der Kritik quantitativer Methoden und des positivistischen Wissenschaftsverständnisses auf, welche heute in großen Teilen der qualitativen Forschung kanonisiert ist. Die Methode sieht vor, dass die Forschenden nicht allein, sondern in Zusammenarbeit mit den Beforschten die Methoden der Beforschung ausarbeiten und letztlich auch die Ergebnisse diskutieren; auf diesem Weg soll dem »Leitprinzip der Demokratisierung« des Forschungsprozesses Rechnung getragen werden (ebd., 128). Moser wendet sich dabei nicht gegen die Auswertung und Erhebung statistischer Daten, sondern sieht sie eingebunden in einen Methodenmix, der ein möglichst umfassendes Bild des entsprechenden Phänomens zeichnen soll. Sowohl die Binnensicht der Beteiligten wie die Außensicht der Forschenden sollen dabei als Ressourcen genutzt und thematisiert werden (ebd., 141). Heute firmiert diese Forschung auch als Praxisforschung (Moser 2009), wird im englischsprachigen Raum aber weiterhin als *action research* betrieben (Reason und Bradbury 2008). In Deutschland fanden sich lange kaum direkte Bezüge auf diese Ansätze, während gleichwohl im Zuge der Finanz- und Immobilienkrise ab 2008 ein Wiederaufleben eben jener Verbindung von Theorie und Praxis zu verzeichnen ist (vgl. Fricke und Pfeiffer 2015; Haubner 2014). Im englischsprachigen Raum ist im Anschluss an die Debatten um die Autorschaft von ethnographischen Texten (Clifford und Marcus 1986) sowie um die der Situiertheit des Wissens eine explizit kritische Variante der Ethnographie entstanden. Das einschlägige *Handbook of Qualitative Research* ist von dieser Perspektive geprägt (Denzin und Lincoln 1994a und spät. Aufl.). Hier werden die ethischen Probleme des Forschens thematisiert, wie jenes des Forschungsertrags, der

zwischen der Forscherin, die von dem Wissen der Befragten und Beobachteten in Form von Publikationen, Anstellungen und Fördergeldern profitiert, und den Untersuchten ungleich verteilt ist. Zugleich ist den Befragten meist eine Rücksprache darüber, was überhaupt als Ergebnis zu gelten hat und wie dieses eingeordnet und präsentiert wird, verwehrt. Grundsätzlich konstatieren die Herausgeber daher: »science is power, for all research findings have theoretical implications« (Denzin und Lincoln 1994b, 3). Deswegen soll der Autor auf seinen Sprechort »from a particular class, racial, cultural and ethnic community perspective« (ebd., 11) achten. Im gleichen Band beschreiben Kincheloe und McLaren (1994) die *critical ethnography* als einen poststrukturalistisch erweiterten Marxismus und verweisen neben Adorno auf Derrida und Foucault als theoretische Quellen. Die Aufgaben der Forschung sehen sie in »questions about how what is has come to be, whose interests are served by particular institutional arrangements, and where our own frames of reference come from« (ebd., 154).⁷ Diese Heuristik hat Folgen für das Verhältnis von Forschenden und Beforschten: Wie in der Aktionsforschung sollen die Untersuchten als Subjekte am Forschungsprozess beteiligt werden. Der von Kincheloe und McLaren vorgeschlagene Weg heißt »workers as critical researchers« (ebd., 148). Die Arbeiter in einem zu erforschenden Betrieb werden nicht nur aktiv in die Forschung eingebunden, sie sollen vielmehr durch die Forschung ihre eigenen Arbeitsbedingungen reflektieren und als veränderbar erfahren. Indem die Forschung von vorn herein nach den Interessen hinter den erforschten Tätigkeiten fragt, stellt sich klar auf die Seite der Unterdrückten.

Diese Form der Forschung ist jedoch nicht in allen Fällen anwendbar: Im Fall der Technoproduzentin, die allein vor ihrem Computer sitzt, ist es schwierig, ein so explizites Dominanz- oder Interessenverhältnis auszumachen. So ist es kein Zufall, dass sich sowohl Aktionsforschung wie die sich kritisch verstehende Ethnographie auf Forschungsgebiete beschränken, in denen mehr oder weniger institutionalisierte oder formalisierte Abhängigkeitsverhältnisse bestehen: den Wohnungsmarkt (Birke, Hohenstatt, und Rinn 2015) oder Arbeitsbeziehungen in Betrieben (Mayer-Ahuja 2015). Mit der stärkeren Einbeziehung der Erforschten ist das Problem jedoch nicht aus der Welt, dass die Forscherin von der Forschung mehr profitiert als die Untersuchten und Interviewten. Des Weiteren bleibt die Rolle des Forschers weiterhin ambivalent in Bezug auf die Frage, wie sehr das eigene Agieren im Feld als Intervention verstanden und intendiert ist. Denn einerseits erkennt die ethnographische Methodenliteratur an, dass Forschen ohne eine Veränderung des Feldes nicht zu haben ist – Beobachten ist immer auch Teilnehmen. Wird aus der Unvermeidlichkeit der Beeinflussung des Feldes jedoch gefordert, dass man Bewusstwerdungsprozesse gezielt anstoßen kann, verstärkt man ungewollt das Bild, dass sich die Untersuchten ohne die Hilfe des Forschenden nicht selbst zu helfen wissen. Auf diese Weise würde das Macht- und Deutungsverhältnis zwischen Forschenden und Beforschten wiederum verstärkt; der Paternalismus, den diese kritische Sozialforschung bekämpfen will, würde so auf anderer Ebene reproduziert. In Anerkennung dieses Problem warnen Kincheloe und McLaren (1994, 151) vor zu großer Bescheidenheit des Forschers gegenüber den Erforschten, während andere Autorinnen das Problem bearbeiten, dass sich die beforschten Subalternen nicht

7 Gewisse Ähnlichkeiten mit der Konfliktsoziologie liegen nahe, vgl. AGS 8, 178.

für das von den Forscherinnen ins Feld getragene Problembewusstsein interessieren (McQueeney und Lavelle 2017). Wie in der ethnographischen Methodenlehre insgesamt werden hier also Spannungsverhältnisse aufgezeigt, deren Bearbeitung nur in der konkreten Forschungssituation möglich ist. Neben der Frage, wie gegenstandsadäquat die Beschreibungen der Ethnologin sind, kommen jene Spannung zwischen dem Engagement der Forschenden und ihrer Aneignung und akademischen Verwertung fremden Wissens zum Vorschein.

Sowohl in der Aktionsforschung wie der mit aktuellen Theoriebezügen ausgestatteten *critical ethnography* wird jedoch nicht nur für eine Kritik plädiert, die sich gegen ein wertneutrales Wissenschaftsverständnis wendet; in der Konsequenz versteht sie kritische Forschung selbst als Politik und Aufklärung der an der Forschung Beteiligten. Zwar wird auch das Verhältnis von Empirie, Methode und Darstellung oder zwischen Subjekt und Objekt in der Wissenschaft thematisiert, der zentrale Unterschied zu anderen Methoden- und Wissenschaftsvorstellungen liegt darin, dass der kritische Impetus nicht nur die Perspektive ergreift, sondern auf ein Praktischwerden der eigenen Forschung bzw. in der eigenen Forschung drängt.⁸ Es geht hier also schließlich um eine Reformulierung des Verhältnisses von wissenschaftlicher Theorie und Praxis unter dem Vorzeichen der Kritik. Gleichzeitig will diese Forschung nicht nur kritische Theorie betreiben, sondern mit der wissenschaftlichen Praxis unmittelbar auf die politische Praxis einwirken.

Es ist diese Einebnung des Unterschieds zwischen Theorie und Praxis, die Adorno im Zuge der Studierendenproteste der 1960er Jahre kritisiert hat. In den »Marginalien zu Theorie und Praxis« (AGS 10.2) weist Adorno auf die menschheitsgeschichtlich frühe Trennung von praktischer und geistiger Arbeit hin, die schon in der Unterscheidung von einfachem Stammesmitglied und dem Schamanen eine Privilegierung der geistigen Arbeit bedeutete. Diese seit damals eingeschlifene Division kann jedoch nicht ob der am Privileg geäußerten Kritik dezisionistisch abgeschafft werden. In der Sowjetunion zeige sich, dass die Forderung der Einheit von Theorie und (politischer) Praxis zu einer Einhegung der Theorie unter das direkte Primat der Praxis führt, so Adorno (ebd., 779). Damit würde der Theorie der größte Vorteil genommen, den sie gegenüber der Praxis hat, eine gewisse Freiheit vom unmittelbaren Handlungsdruck, die eine grundsätzliche Reflexion und Kritik ermöglicht. Zugleich weist Adorno darauf hin, dass theoretische Tätigkeit selbst wiederum eine Form von Praxis ist – für die praxeologisch informierte Soziologie kein unwichtiger Einwand.

In einem gewissen Sinn plädiert Adorno dafür, das Privileg der Theorie an und die Möglichkeit zur Reflexion ernst zu nehmen und so an einer Kritik zu arbeiten, die zwar auf die Abschaffung von Zwangs- und Gewaltverhältnissen zielt, dabei aber theoretisch bleibt, also rein diskursiv in das Geschehen eingreift. Dies bedeutet im Sinne der Kritischen Theorie auch, sich nicht gezwungen zu fühlen, konkrete Verbesserungsvorschläge im jeweiligen Feld zu geben. Denn dies würde wiederum davon ablenken, mittels

8 Darin unterscheidet sich diese Form der kritischen Soziologie von einer solchen, die den Austausch weniger mit den Untersuchten als der breiten Öffentlichkeit sucht, um politische Folgen zu zeitigen (Burawoy 2015; vgl. Clawson 2007).

theoretischer Arbeit die Verhältnisse zu analysieren und kritisieren. In Adornos Version von Kritik führt die Denunziation der Herrschaft nicht zu einer mehr oder weniger direkten Unterstützung der Unterdrückten, bzw. einer Identifikation mit deren Narrativ, sondern zu einem stärkeren Akzent auf den Aspekt der Unterdrückung selbst, auf die Gesellschaft als Zwangszusammenhang. Im Gegenteil zu einer – wie auch immer gerechtfertigten – Empathie mit den untersuchten Subjekten, versteht Adorno die empirische Forschung, die Beobachtung des natürlichen sozialen Lebens als »Entwicklung jenes bösen Blicks, ohne den kaum ein zureichendes Bewußtsein von der *contrainte sociale* zu gewinnen ist« (AGS 8, 177). In diesem Sinn ist der »böse Blick« der Kritik auch nicht primär als eine Kritik an den Beteiligten zu verstehen; es geht also auch nicht um eine moralische Kritik an der Asozialität von Subalternen oder jener der Eliten, sondern um eine Kritik der sozialen Verhältnisse, wie Adorno in Bezug auf die falsch verstandene Kritik der Verdinglichung bemerkt: »Das Unheil liegt in den Verhältnissen, welche die Menschen zur Ohnmacht und Apathie verdammen und doch von ihnen zu ändern wären; nicht primär in den Menschen und der Weise, wie die Verhältnisse ihnen erscheinen« (AGS 6, 191).

4.4 Negative Dialektik als Methodologie der Ethnographie

Bei Adorno schlägt sich die Kritik also eher selten in einer expliziten Parteinahme für Subalterne in der Forschung nieder, des Weiteren konzipiert Adorno die Forschung explizit als theoretischen Beitrag, der also nicht direkt auf praktische Veränderung zielen soll, sondern sich in der Entfaltung der Kritik gerade durch die Abwesenheit eines konkreten Handlungsdrucks auszeichnet. Auf dieser Ebene zeigt Adornos Konzeption wissenschaftlicher Praxis Überschneidungen zu Methodenkonzeptionen, die sich nicht der Kritik, sondern der Weber'schen Neutralität verschrieben haben, bzw. die das Ziel der Forschung allein in der Wissensgenerierung als solcher begreifen. Trotz großer Differenzen in der wissenschaftlichen Programmatik zeigen sich diese Gemeinsamkeiten in methodologischer Hinsicht unter anderem in der befremdenden Ethnographie.

Letztere wird hier anhand der Überlegungen von vor allem Klaus Amann und Stefan Hirschauer, aber auch Herbert Kalthoff, Georg Breidenstein und Boris Nieswand dargestellt, welche die Ethnographie nicht nur als eine Methode (Breidenstein u.a. 2013), sondern als ein methodisches *Programm* zur Erneuerung einer in den Augen der Autoren verstaubten soziologischen Disziplin verstehen (Amann und Hirschauer 1997; 1999). Jene Reflexion des Verhältnisses von Methode, Forschungsprozess und Gegenstand ist es, die den Vergleich mit Adornos Methodologie trotz aller programmatischer und wissenschaftstheoretischer Differenzen⁹ lohnenswert macht – hier aber nur in Ansätzen

9 Die Gemeinsamkeiten zwischen befremdender Ethnographie und der Kritischen Theorie in Hinblick auf die politische bzw. kritische Perspektive sind vor allem in dem relativen Desinteresse an tagespolitischen Fragen zu sehen. So hat Stefan Hirschauer in einer Debatte zur politischen Rolle der Geschlechtersoziologie sein Verständnis der Soziologie als Disziplin herausgestellt, die sich gerade von unmittelbaren, politischen Fragen unabhängig machen soll, um grundlegende soziale Phänomene erforschen zu können (Hirschauer und Knapp 2006, 55f.). Auch die Kritische Theorie hat im Rahmen ihrer Forschung des Öfteren Fragen gestellt, die nicht auf eine tagespolitische

geleistet werden kann. Konkret sollen die Gemeinsamkeiten an der Thematisierung des Verhältnisses von Forschungssubjekt und -objekt, der prozeduralen Logik beider Konzepte und dem Begriff der Erfahrung erläutert werden. Differenzen sollen vor allem in Hinblick auf den Gesellschaftsbegriff und das konstatierte Verhältnis von Theorie und Empirie diskutiert werden. Ziel ist es dabei nicht zuletzt, auf die ungebrochene Relevanz der Adorno'schen Überlegungen zur Methodologie hinzuweisen.

4.4.1 Parallelen

Sowohl die *Negative Dialektik* (AGS 6) als auch der Essay *Soziologie treiben* von Amann und Hirschauer (1999) beginnen mit einer grundlegenden Problematisierung des Zustands der jeweiligen Disziplin. Amann und Hirschauer beklagen die Spaltung der Soziologie in weitgehend theorieleiose Empirie und empirielose Theorie, die auch Adorno in einer Vorlesung konstatierte (ANS IV.15, 41); Adorno beschreibt die Rolle der kritischen Philosophie in einer Welt, die ihrer anscheinend nicht mehr bedarf. Beide Texte kritisieren in ihrer Sprache, dass die jeweilige Disziplin sich zu sehr an Fakten und ewigen Wahrheiten orientiert, während es im Gegenzug darum gehen sollte, eben jene Wahrheiten zu problematisieren.

In Bezug auf den Forschungsprozess selbst zeigt sich eine erste Parallele der beiden Texte in der Bestimmung der Rolle des Subjekts und des Objekts der Forschung. Denn obwohl Adorno in der positivistischen Sozialforschung trotz der Objektivität der Methoden einen doppelten und uneingestanden Subjektivismus konstatiert – da sie einerseits die Rolle der Forschenden bei der Thesengenerierung zugunsten der objektiven Methoden ausblendet und sich andererseits primär auf subjektive Auskünfte in Interviews stützt (AGS 8, 286f.) –, fordert er für die Forschung, bzw. die wissenschaftliche Praxis ein größeres Maß an Subjektivität, ein »Mehr an Subjekt« (AGS 6, 50). Sind an dieser Stelle die subjektiven Qualitäten und Fähigkeiten gemeint, die es braucht, um Philosophie zu betreiben, verweist Adorno an anderer Stelle auf die notwendigerweise immer durch ein Subjekt vermittelte Erkenntnis (ebd., 56). Ähnlich stark macht die ethnographische Methodologie die Rolle des Forschungssubjekts und seiner Beobachtungen, die durch Niederschrift und durch eine längerfristige Auseinandersetzung mit dem erforschten Feld einer Reflexion zugeführt werden sollen. Hirschauer et al. verstehen die Forschende als *Messinstrument* (Amann und Hirschauer 1997, 22-29), da es letztlich ihre Beobachtungen sind, welche die Basis der Ethnographie bilden. Das forschende Subjekt, ihre Erfahrungen und Tätigkeiten, werden hier somit von Beginn an als zentral gerahmt, während in anderen Methodologien das Subjekt nur als Exekutorin von Regeln erscheint.

Auch Adorno geht es um eine Reflexion des Verhältnisses von Subjekt und Objekt in der Forschung. In der *Negativen Dialektik* kritisiert er einerseits die Vorstellung von Wissenschaft, in der das Subjekt die Wirklichkeit unter Begriffen subsumiert, während er gleichzeitig Heideggers Kritik an dieser Subsumtion verwirft, da sich dieser zufolge

Beantwortung zielen, sondern auf die Erhellung grundsätzlicher gesellschaftlicher Zusammenhänge im konkreten sozialen Sachverhalt.

das Sein ohne aktives Zutun des Subjekts offenbaren soll. Ebenso wie in Adornos *Ästhetischer Theorie* (AGS 7) kann auf die zentrale Stellung von Mimesis und Konstruktion (Sonderegger 2011) in der *Negativen Dialektik* (AGS 6) hingewiesen werden. Als Methode ist die Negative Dialektik in gewissem Sinn näher an den Objekten und sie weiß dabei um die Konstruiertheit der Begriffe, sowie deren Angewiesenheit auf ein Subjekt, das diese begreift und nachvollzieht. So zeigt sich schon die Konstitution von Subjekt und Objekt vermittelt:

»Vermittlung des Objekts besagt, daß es nicht statisch, dogmatisch hypostasiert werden darf, sondern nur in seiner Verflechtung mit Subjektivität zu erkennen sei; Vermittlung des Subjekts, daß es ohne das Moment der Objektivität buchstäblich nichts wäre.« (AGS 6, 186f.)

Dabei geht Adorno in der Forschung jedoch von einem »Vorrang des Objekts« (ebd., 185) aus. Das Objekt und seine Qualitäten sollen nicht durch das Herantragen von Begriffen eingeordnet, sondern »aus ihm heraus« (ebd., 43) philosophisch aufgeschlossen werden. Adorno zufolge soll die Philosophie nicht mehr in großen Systemen denken, sondern ihr Denken an den Gegenständen entwickeln und dabei zugleich den Impetus systematischen Denkens beibehalten (ebd., 24). Dabei betreibt Adorno aber keine Ontologie; Adorno gilt das Objekt nicht als das Unmittelbare (ebd., 50), aber wohl als Voraussetzung für das Subjekt, das sich in seiner Körperlichkeit selbst Objekt ist. Die Aktivität des Subjekts, seine Relevanz für die Forschung kommt aber nun daher, dass es sich aktiv dazu bringen muss, dem Gegenstand etwas abzulauschen, sich also zu einer gewissen Passivität aktivieren muss: »Bewußtlos gleichsam müßte Bewußtsein sich versenken in die Phänomene, zu denen es Stellung bezieht.« (Ebd., 38)¹⁰ Amann und Hirschauer gehen ebenfalls von einem Vorrang des Objekts gegenüber den Methoden und Begriffen aus und beschreiben dies als »Methodenzwang des Feldes«. Sie betonen, »daß der Methodenzwang primär vom Gegenstand und nicht von der Disziplin ausgehen muss« (1997, 19). Dieser Zwang gilt jedoch nur für jemanden, der sich einer Situation oder einem Phänomen soziologisch nähert und es überhaupt zum Gegenstand macht. Sowohl dem Feld wie dem Gegenstand sind eine gewisse Abgegrenztheit eigen, ebenso wie ein Bezug auf ein Subjekt, dem dieser Gegenstand gegenübersteht, bzw. dem sich ein soziales Phänomen überhaupt als zu untersuchendes Feld und nicht als Alltag darstellt (vgl. Wagenknecht und Pflüger 2018). In der Analyse des Gegenstands kann der Forscher nun nicht vollkommen frei verfahren; selbst bei der Verwendung und Anwendung feldexterner Begriffe auf die Geschehnisse im Feld bringen sich die Gegebenheiten des Feldes in das Ergebnis ein. In der befremdenden Ethnographie ist es das Ziel, die Logiken und das inhärente Wissen des Feldes aufzuspüren (Breidenstein u.a. 2013, 32). Das verkörperte Wissen über Abläufe und Zusammenhänge ist für Breidenstein und Kollegen im Feld vorhanden, wird aber erst durch die Anwesenheit des Forschers für die fachspezifische Außenwelt systematisch darstellbar. Hirschauer und Amann sprechen bezüglich dieser Forschungspraxis von einer »mimetische[n]«

10 Die Parallele des Ideals des Mitvollzugs von Musik durch den Hörenden bei Adorno zu dessen Konzeption eines gelungenen Erkenntnisakts wird hier besonders deutlich (vgl. Roelcke 2018).

(1997, 20), die sich den Gegebenheiten anschmiegen muss, um etwas über dieses in Erfahrung zu bringen. Allgemeine Regeln, wie dies zu vollbringen ist, können also kaum aufgestellt werden. Adorno wiederum begreift die Negative Dialektik als einen Versuch, das »mimetische Moment der Erkenntnis« (AGS 6, 55) vor einer rein klassifizierenden Wissenschaft zu retten.

Eine weitere Ähnlichkeit zwischen Ethnographie und Negativer Dialektik zeigt sich in der prozessualen Logik beider Konzepte. Anders als in der quantitativen Forschung ist der Forschungsprozess der Ethnographie weniger in klar abgrenzbare Einheiten unterteilt; Datenerhebung, Fallauswahl und Analyse fallen schon in der Situation im Feld zusammen. Während des Feldaufenthalts werden die Erfahrungen verschriftlicht, wobei die Verschriftlichung bereits in der Verbalisierung eine Reflexion darstellt und die folgende Beobachtung im Feld inspiriert. Zugleich wird die Erinnerung durch das Ausformulieren der Feldnotizen in ausführliche Protokolle transformiert, so »greifen gerade Verschriftlichung, sprachliche Formen und der Aufschreibezwang in die Erfahrung ein und verändern sie« (Breidenstein et al. 2013, 105). Dieses Protokollschreiben provoziert sowohl erste Thesen und Vermutung und somit weitere Feldaufenthalte und Rückgriffe auf Forschungsliteratur. Auch nach der Analyse der Protokolle eines Feldaufenthalts kann ein weiterer anstehen oder eine weitergehende Analyse der Protokolle durch Codieren erfolgen. In diesem Sinn hat der Forschungsprozess einen zirkulären Charakter.¹¹ Das Ergebnis des Prozesses bleibt dabei notwendigerweise das Produkt eines forschenden Subjekts und soll nicht als »einzig mögliche, autoritative Beschreibung« (Amann und Hirschauer 1997, 30 Fn. 20) verstanden werden.

Die Negative Dialektik ist ebenfalls eine Methode, die nicht von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreitet oder von der Erfahrung zur Synthese aufsteigt, sondern die Denken als einen Prozess beschreibt. Denken ist für Adorno keine Zurhabenahme – »Erkenntnis besitzt nicht, wie die Staatspolizei, ein Album ihrer Gegenstände« (AGS 6, 206) –, sondern etwas, das immer wieder subjektiv vollzogen werden muss und daher auf ein erkennendes Individuum und einen sich wandelnden Gegenstand verwiesen ist. Adorno verwirft damit einen Begriff der Wahrheit, welcher diese unabhängig von den Subjekten und auch den Objekten verortet und seit Platons Konzept des Ideenhimmels die Philosophie prägt: »Die Illusion, sie [die Philosophie, D.W.] könne das Wesen in die Endlichkeit ihrer Bestimmungen bannen, ist dranzugeben.« (Ebd., 24) Zugleich wird es durch den Prozess des dialektischen Denkens möglich, Widersprüche zu denken und diese auch, im Gegensatz zu Hegels Philosophie, nicht aufzulösen.

»Dialektik als Verfahren heißt, um des einmal an der Sache erfahrenen Widerspruches willen und gegen ihn in Widersprüchen zu denken. Widerspruch in der Realität, ist sie Widerspruch gegen diese. Mit Hegel aber lässt solche Dialektik nicht mehr sich vereinigen.« (AGS 6, 148)

11 In jedem Kodierdurchgang durch die Feldnotizen, Protokolle, Memos und Analysen kann somit ein anderes Bild von dem Gegenstand entstehen – die oben beschriebene Relevanz des Subjekts besteht nun darin, entscheiden zu können, wann das Material ausreichend bearbeitet wurde, um der Erkenntnis dienlich zu sein.

Die Dialektik wird in den Sozialwissenschaften selten angewandt und gilt bisweilen als Methode, mit der rhetorisch geschickt Gedankensprünge und Ungereimtheiten gerechtfertigt werden können (Kuchler 2005). Solche Vorwürfe wurden gegenüber Adorno auch im Positivismusstreit geäußert. Umfassend können diese Vorwürfe hier nicht entkräftet werden; stattdessen soll hier kurz auf eine zeitgemäße Rekonstruktion verwiesen werden, welche versucht, die Dialektik im Sinne Adornos als das »Denken in Widersprüchen« rational ausweisbar zu machen (Müller 2011). Ausgangspunkt ist dafür die sogenannte Lügnerantinomie. Laut der aristotelischen Logik kann es nur wahre oder falsche Aussagen geben; dieser Logik wird aber der folgende, schon in der Antike diskutierte, Satz zum Problem: »Dieser Satz ist falsch.« Dieser Satz ist eine strikte Antinomie, ein Satz der sich selbst widerspricht und in diesem Widerspruch auf sich selbst verweist (vgl. Kesselring 2013, 29). Wenn man den Satz für wahr hält, falsifiziert er sich; wenn man ihn für falsch hält, ist sein Gehalt wahr. Eine subsumtionslogische Lösung des Dilemmas ist nicht möglich. Die Dialektik kann nun insofern mit diesem Widerspruch umgehen, als sie ihn prozessualisiert:

»Aufgrund der scheinbaren Sinnlosigkeit des Hin- und Herlavierens zwischen den beiden Möglichkeiten wird erst *rückblickend* die Komplexität des ganzen Verhältnisses deutlich. Erst nach dem Durchgang durch die Reflexion, die mindestens zwei Möglichkeiten durchlaufen und im Falle der Lügnerantinomie einmal den Satz als wahr und einmal als falsch erkennen muss, tritt die Gesamtheit der Aussage zutage.« (Müller 2011, 42)

Für Stefan Müller ist die Prozessualisierung der »strikte[n] Antinomie« die »Form einer sozialwissenschaftlich angemessenen Dialektik, die rational ausweisbar ist und mit den aristotelischen Axiomen einen bestimmten Umgang ermöglicht« (ebd., 47). Dialektik als Vermittlung von Widersprüchen heißt also nicht, sie aufzulösen, sondern sie auszuweisen und sie nicht nur in ihrem Gehalt, sondern auch in ihrem pragmatischen Gebrauch zu analysieren. Die dialektische Vermittlung führt nicht zu einem des Öfteren an Adorno kritisierten Determinismus (vgl. Kap. 3.1), sondern erlaubt, um ein zentrales Beispiel zu nennen, die Vermittlung und Ko-Konstitution von Individuum und Gesellschaft zu denken, ohne dabei das eine allein aus dem anderen abzuleiten (vgl. AGS 6, 155).

Damit erlaubt die Negative Dialektik auch die Untersuchung von Details am Objekt, die in der subsumtionslogischen Begriffsbildung verloren gehen würden. Ähnlich ist dies in der Ethnographie, denn in der Analyse von Situationen und Milieus richtet die Ethnographie die Aufmerksamkeit auf jene Gesten, Blicke und Handlungsabläufe, die für die Teilnehmer der Interaktion »selbstverständlich« sind (vgl. Hirschauer 2001, 444). Hirschauer und Amann (1997, 13 Fn. 7) sprechen diesbezüglich von der Ethnographie als einer »mikroskopischen Feinanalyse«. Im gleichen Sinn versteht Adorno die Negative Dialektik als mit einer »Tendenz zur Mikrologie« behaftet (ANS IV.16, 105). Denn das Negative seiner Dialektikkonzeption gründet nicht allein in ihrem kritischen Impetus, sondern der Verweigerung jener endgültigen Synthese in der Dialektik Hegels, in der letztlich der Begriff das Begriffene subsumiert.

»Traditionelle Philosophie wähnt, das Unähnliche zu erkennen, indem sie es sich ähnlich macht, während sie damit eigentlich nur sich selbst erkennt. Idee einer veränderten wäre es, des Ähnlichen innezuwerden, indem sie es als das ihr Unähnliche bestimmt.« (AGS 6, 153)

In diesem Sinn ist das »Thema« der Negativen Dialektik die von anderen Denkschulen »kontingent zur quantité négligeable degradierten Qualitäten« (ebd., 20). Während Adorno die Behandlung der Details vor allem auf der Ebene der Begriffsarbeit problematisiert, sieht sich die Ethnographie als einen methodischen, nämlich einen »mimetischen« und prozessualen Ausweg aus dem makrosoziologischen Theoretisieren. Auch wenn das Denken als Prozessieren von Widersprüchen als Widersprüchen nur einen Teil des Dialektikverständnisses Adornos umfasst (ebd., 148), kann Dialektik, somit als Methode verstanden, mit dem ethnographischen Forschungsprozess versöhnt werden.¹²

Mit der Forderung nach einem »Mehr an Subjekt« wird für Adorno auch der Begriff der Erfahrung relevant, der ebenfalls für die befremdende Ethnographie eine wichtige Rolle spielt. Breidenstein et al. (2013, 33) sprechen in Bezug auf die Vorteile der Feldforschung von einer »*sinnliche[n] Unmittelbarkeit*«, die eine »andauernde unmittelbare Erfahrung« der sozialen Situation ermöglicht. Unmittelbar ist diese Erfahrung vor allem im Kontrast zu anderen qualitativen Verfahren, wie der Interview- und Diskursforschung. »Unmittelbare Erfahrung« soll hier also die körperliche Anwesenheit in und die Beobachtung der Situationen bezeichnen, die jeweils von Interesse sind. Trotz seiner scheinbaren Unschuld sollte im Verlauf der Darstellung deutlich geworden sein, dass diese unmittelbare Erfahrung auch für die befremdende Ethnographie einer Distanzierung und Verfremdung bedarf, die ja schon durch das Aufschreiben der Beobachtung, einer Objektivierung und Versprachlichung der eigenen Erfahrungen methodisch gewährleistet ist. Trotz dieser Distanzierung ist die beobachtende Anwesenheit aber der unhintergehbare Ausgangspunkt dieser Form der Sozialforschung – denn als die Aufgabe der Ethnographie wird die Überführung der situativ vermittelten Aktivitäten der Beteiligten in Text verstanden (Hirschauer 2001; Kalthoff 2003).

Für Adornos Denken ist der Erfahrungsbegriff zugleich formativ wie problematisch, denn ihm zufolge ist es nicht voraussetzungslos, dass Erfahrungen gemacht werden können. Zugleich stellt sich die Unmittelbarkeit einer Erfahrung auch jenseits ihrer Verschriftlichung für Adorno immer schon als vermittelt dar (AGS 6, 50). Die unmittelbare Erfahrung ist laut Adorno gerade jene, in denen das Objekt dem Subjekt Aspekte offenbart, die das Subjekt in diesem Moment nicht begrifflich fassen kann. Darum ist

12 Für Adorno ist die Dialektik nicht nur methodisch relevant, auch wenn lediglich dies hier angesprochen wurde, sondern sie ist das Prinzip, nach dem die Gesellschaft in Widersprüchen prozessiert. Damit zeigen sich in der Negativen Dialektik Adornos Subjekt, Objekt und Methode der Erkenntnis auf eine spezifische Weise verbunden. Negativ formuliert »ist Dialektik weder Methode allein noch ein Reales im naiven Verstande. Keine Methode: denn die unversöhnte Sache, der genau jene Identität mangelt, die der Gedanke surrogiert, ist widerspruchsvoll und sperrt sich gegen jeglichen Versuch ihrer einstimmigen Deutung. [...] Kein schlicht Reales: denn Widersprüchlichkeit ist eine Reflexionskategorie, die denkende Konfrontation von Begriff und Sache.« (AGS 6 [1966], 148)

das Subjekt gerade in jenem Moment »am wenigsten Subjekt« (ebd., 50), da es im gewissen Sinn von dem Eindruck des Objekts überrumpelt wird, es nicht komplett in den Griff bekommt. So zeigt sich die als »subjektiv« bezeichnete Erfahrung eines Gegenstands – die gemeinhin als relativ und unobjektiv verstanden wird – als in dieser Hinsicht tatsächlich objektivste. So begreift Adorno die Erfahrung im emphatischen Sinn als Korrektiv zu einem begrifflich-subsumierenden Denken in der Philosophie – analog zu einem rein deduktiven in der Soziologie; Adornos Ziel ist eine Philosophie, die »nichts anderes [wäre] als die volle, unreduzierte Erfahrung im Medium begrifflicher Reflexion« (ebd., 25). Diese »unreduzierte Erfahrung« wird laut Adorno gerade im Alltag jedoch nicht nur durch Routinisierung verunmöglicht, sondern viel mehr durch die Gesellschaft, die den Individuen vor allem als Zwang gegenübertritt (AGS 8, 14). Durch diesen Zwang werden sie dazu gebracht, sich sowohl sich selbst als auch anderen gegenüber mitleidlos zu verhalten. Diese Verhärtung ist aber nicht nur eine des Verhaltens, sondern auch der Wahrnehmung (vgl. Jepsen 2018).¹³ Eigenes und fremdes Leiden muss letztlich vom Subjekt verdrängt werden, um zu funktionieren (AGS 3, 50). In diesem Sinn stumpfen auch die Sinne ab; Erfahrungen, die etwas von den wirklichen Verhältnissen vermitteln, können so kaum noch gemacht werden; sie werden im Gegenzug verdrängt, weil sie die Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit aufzeigen würden. Wie oben gezeigt, ist für Adorno eine Erfahrung eine subjektive Wahrnehmung des Objekts, die dem Objekt angemessen und damit wahr ist. Während in der alltäglichen Einstellung die falsch eingerichtete Gesellschaft falsch wahrgenommen wird, da sie als einzig mögliche und in ihren Fundamenten unveränderliche erscheint, gilt Adorno nur das als Erfahrung im empathischen Sinn, was die Beziehung von Individuum und Gesellschaft ins rechte Licht rückt.

Zugleich kommt laut Adorno die Einrichtung der Welt jener schematischen, alltäglichen Wahrnehmung entgegen; denn auch in Verwaltung und Wirtschaft werden Menschen und Dinge normiert bzw. normiert hergestellt. So wendet Adorno gegen den Vorwurf an die Dialektik, sie reduziere die Erfahrung durch die Betonung der Vermittlung, enge also die Darstellung durch die Betonung der Beziehung der Elemente, ein, die Dialektik sei »der verwalteten Welt als deren abstrakten Einerlei angemessen« (AGS 6, 18).

Wie steht es angesichts dieser von Adorno konstatierten, doppelten Einschränkung um die Möglichkeit von Erfahrung im Forschungsprozess? In gewissem Sinn ist diese Erfahrung nicht notwendigerweise als eine einmalige Angelegenheit zu verstehen, so wie man sich einschneidende Erfahrungen – wie einen Autounfall – vorstellt. Vielmehr können sich Erfahrungen über einen längeren Zeitraum strecken. So versteht die Ethnographie die Erfahrung von einer Situation oder einem Milieu als eine langanhaltende

13 Laut Horkheimer und Adorno wird es den Individuen im Laufe der Entwicklung der Moderne immer mehr unmöglich gemacht, etwas jenseits von Schematismus und Stereotypen zu erfahren. Dies verdeutlichen sie in der *Dialektik der Aufklärung* anhand des Antisemitismus: »Seit je zeugte antisemitisches Urteil von Stereotypie des Denkens. Heute ist diese allein übrig« (AGS 3, 226); zugleich ist diese Schematisierung auch in der Kulturindustrie allgegenwärtig: »Für den Konsumenten gibt es nichts mehr zu klassifizieren, was nicht selbst im Schematismus der Produktion vorweggenommen wäre.« (Ebd., 146)

Beteiligung an besagtem Umfeld. Adorno spricht auch von der durch Bildung vermittelten Erfahrung (AGS 10.2, 495), die, ebenso wie die ethnographische Methode, eine Reflexion beinhaltet. Diese Reflexivität wird des Weiteren weithin in der qualitativen Forschung, wie der Soziologie insgesamt (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996), gefordert. Was die Ethnographie hier auszeichnet, sind laut Breidenstein und Kollegen (2013) die körperliche Anwesenheit und deren lange Dauer, die eine Basis für eine reflektierte Darstellung abgeben (Amann und Hirschauer 1997, 16); beide Elemente könnten dazu beitragen, eben eine solche Erfahrung zu ermöglichen, wie Adorno sie für die Wissenschaft fordert. Diese Herangehensweise lässt gleichfalls mehr Möglichkeiten, sich vom sozialen Geschehen irritieren zu lassen.

4.4.2 Differenzen

Obwohl die Negative Dialektik und die Ethnographie sich stellenweise eines ähnlichen Vokabulars bedienen, gibt es fundamentale Unterschiede in ihren Perspektiven auf die Bedeutung der Forschung und ihr Verhältnis zur Theorie; zugleich basieren beide Methodologien auf unterschiedlichen sozialtheoretischen Ansätzen. Augenscheinlich ist dabei der Begriff der Gesellschaft ein Differenzpunkt. Adorno versteht Soziologie als »Wissenschaft von der Gesellschaft« (ANS IV.15, 49), während dieser Begriff für die Ethnographie nach Amann, Hirschauer und anderen Anathema ist: Sie werfen der Sozial- und Gesellschaftstheorie vor, sich in gegenstandsfernen Debatten vor allem darum zu kümmern, sich gegen Kritik zu immunisieren (Amann und Hirschauer 1997, 7f.). Hirschauer und Amann möchten im Gegenzug die Soziologie »an den Phänomenen [...] erneuern« (ebd., 9). Adorno bemüht sich, wie in der *Negativen Dialektik* so auch an anderen Stellen, ebenfalls darum, einen Begriff des Forschungsobjekts aus diesem selbst zu entwickeln. Zugleich konfrontiert er diesen mit einer sozialtheoretischen Bestimmung der Gesellschaft. Er begreift die moderne Gesellschaft als einen »Prozess« (AGS 8, 9) und als »universal ausgebreitete[n] Relationsbegriff« (ANS IV.15, 61). In seiner *Einleitung in die Soziologie* erklärt er, dass er diesen Prozess und die Relationierung letztlich nach dem »Tausch« (ANS IV.15, 57) gebildet sieht, wie Marx ihn im *Kapital* erarbeitet hat. Die Individuen in der Moderne sieht er somit in einen »Funktionszusammenhang« eingebunden,

»der dann allerdings wieder nach den geschichtlichen Stufen erheblich variiert, der gewissermaßen keinen auslässt, in den alle Angehörigen der Gesellschaft verflochten sind und der ihnen gegenüber eine gewisse Art von Selbstständigkeit annimmt.« (Ebd., 55)

Gesellschaft wird hier also über den Tausch primär als Austauschprozess von Individuen verstanden, also stärker als Interaktions- denn als Kommunikationszusammenhang. Zwar sind somit alle miteinander verbunden, aber in einer spezifischen Weise, durch den Austausch von Waren und Dienstleistungen – und sei es durch den von Arbeit gegen Lohn. Damit hat Adorno einen sehr spezifischen Begriff von dem, was in den Sozialwissenschaften als Ko-Konstitution oder Ko-Konstruktion verstanden wird (vgl. Bergmann 2015). In Bezug auf den Tauschbegriff zeigt sich das Ineinandergreifen von individu-

ellen bzw. intersubjektiven Akten und der damit zusammenhängenden Reproduktion der Gesellschaft, welche die Gesellschaftsmitglieder gewissermaßen zu diesem Tausch nötigt und den Großteil ihrer Mitglieder nur ihre Arbeitskraft als Ware austauschen lässt (vgl. Kap. 3.1). Amann und Hirschauer (1997, 11) wenden sich explizit gegen eine solche sozialtheoretische Fundierung und präferieren einen »theoretischen Kulturalismus«. Eine Vorstellung von Gesellschaft als Totalität ist für die Amann und Hirschauer vorschwebende soziologische Praxis als »Forschung« (Amann und Hirschauer 1999, 496) eher hinderlich. Die Ethnographie im Sinne Hirschauers und Kollegen geht sozialtheoretisch von der Situation und den dort verwendeten Praktiken aus. Sie begreift sich somit als eine an der Mesoebene interessierte Sozialtheorie (Breidenstein u.a. 2013, 32). Gesellschaft stellt sie sich, wenn überhaupt als ein Neben-, Nach- und Ineinander verschiedener und miteinander verbundener Situationen vor (Hirschauer 2015; vgl. Callon und Latour 1981).

Des Weiteren zeigt sich Adorno skeptisch gegenüber der Generierung von Theorie aus Empirie. Nicht nur kritisiert er ein scheinbar voraussetzungsloses Drauflosforschen (AGS 8, 211) – eine Prämisse, die auch in der qualitativen Methodenliteratur selbst kritisiert wird (Hirschauer 2008, 166) –, er betont vielmehr den Bruch zwischen Sozialtheorie und Sozialforschung, der eine lückenlose Übertragung unmöglich macht (AGS 8, 197f.). Theoretische Prämissen, wie ein Begriff von Gesellschaft als materiellem Prozess (ebd., 9), lassen sich nicht empirisch verifizieren oder aus einer Situationsanalyse destillieren. Auch für die ethnographische Methodologie gilt, »daß empirische Forschung kein Mittel sein kann, um eine einheitliche soziologische Theorie zu entwickeln« (Kalthoff 2008, 19); deswegen spricht Kalthoff hier auch von einer »Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung«. Amann und Hirschauer (1997, 38f.) gehen hingegen weiter und folgern, dass die Ethnographie die soziologische Theorie so weit »provoziert«, dass der Begriff der Gesellschaft selbst fraglich wird.

Beide Theorien arbeiten mit einem Begriff der Fremdheit oder des Befremdens, die jedoch unterschiedlichen Zwecken dienen. Während die Ethnographie die Befremdung methodisch einsetzt, um die Herstellung von Alltäglichkeit und die den Situationen inhärente Koordination und das verkörperte Wissen zu veranschaulichen, dient die Verfremdung des Sozialen in der Darstellung der Kritischen Theorie, die auch ein Moment von rhetorischer Übertreibung hat, der »Entstellung zur Kenntlichkeit« (vgl. Hirschauer 2001, 445).¹⁴ Während die Kritische Theorie Wissenschaft als Teil einer politischen wie intellektuellen Aufklärung versteht, begreift sich die Ethnographie nach Hirschauer, Kalthoff und anderen als Teil einer Professionalisierung der Soziologie weg von einem Alltagsverständnis des Sozialen (Amann und Hirschauer 1999, 495). Für Hirschauer ist die gesellschaftskritische und dialektische Perspektive Adornos nicht weitreichend genug; eine Kritik der Gesellschaft ist hier nur der erste Schritt auf dem Weg zu einer Befremdung des Gegebenen, die es der Forscherin erlaubt, »über das Selbstverständlichste

14 Gleichzeitig spielt der Begriff der Entfremdung für die Kritische Theorie eine Rolle. Adorno sieht ihn jedoch auch kritisch, weil er auch einen ursprünglichen Zustand vollkommener Gleichheit von Subjekt und Objekt impliziert, der mit der Auslöschung des Fremden, »der Gier nach Einverleibung und Verfolgung« (AGS 6, 174) einhergeht.

zu staunen« (Hirschauer 2010, 224).¹⁵ Hier werden die vielfältigen Inkongruenzen zwischen der dieser Form der Ethnographie zugrundeliegenden Praxistheorie (Schatzki, Knorr Cetina, und Savigny 2001) und dem soziologischen Verständnis Adornos deutlich, das von einer Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft ausgeht; diese beiden Begriffe spielen in einer Untersuchung »sozialer Praktiken« letztlich keine Rolle. Adornos negativer Blick auf alltägliche Aktivitäten lässt jedoch trotzdem eine Untersuchung dieser Praktiken als möglich – und im Sinne der Negativen Dialektik als »Mikrologie« wünschenswert erscheinen.

4.5 Fazit

Mit Bezug auf Adornos grundsätzliche methodische Überlegungen ist es möglich, die Kritische Theorie mit aktuellen, ethnographischen Methodologien in Verbindung zu setzen und somit die ethnographische Methode für eine Kritische Theorie der Gesellschaft fruchtbar zu machen. Im Sinne des Adorno'schen Methodenverständnisses kann es jedoch nicht darum gehen, die Ethnographie zu der ausschließlichen oder besten Methode der Kritischen Theorie zu erklären. Auch machen es Aspekte der Psychoanalyse und der Kritik der politischen Ökonomie, die für Adornos Theorie relevant sind, unmöglich, allein anhand teilnehmender Beobachtung zu forschen – einige Fragen, die im Sinne der Kritischen Theorie zu stellen sind, lassen sich nur schlecht mit ethnographischen Methoden untersuchen. Die teilnehmende Beobachtung kann zuvor unbeachtete Sachverhalte zu Tage fördern; auch der ethnographische Methodenopportunismus erlaubt es, viele Methoden in der Analyse zu integrieren – eine wirklich methodologisch flexible Kritische Theorie müsste jedoch nicht nur qualitative Daten aus dem Feld zur Hand nehmen, sondern auch solche, die nicht aus dem Feld selbst stammen und somit auf quantitative Forschung, ökonomische Daten und solche der Bevölkerungsstatistik zurückgreifen.¹⁶

Die hier vorliegende Arbeit kann empirisch jedoch nur einen Ausschnitt der Realität beschreiben; zugleich ist sie nicht nur theoretischer, sondern auch praktischer Versuch, Ethnographie und Kritische Theorie zusammenzubringen. Im Folgenden wird das Phänomen des Musikaufnehmens also anhand ethnographischer Forschung geschildert; die Frage danach, wie sich dieses Musizieren konkret und situativ vermittelt vollzieht, steht dabei im Vordergrund. Analysiert wird das Material nicht nur mit Bezug auf theoretische Modelle aus der Kritischen Theorie sowie der Musik-, Technik- und Raumsoziologie, sondern auch in Hinblick auf historische und aktuelle Entwicklungen im Musikgeschehen.

15 Trotz ebenso großer Differenzen des Hirschauer'schen Theorieprogramms zu dem Theorieverständnis Niklas Luhmanns ähneln sich beide Ansätze jedoch in ihrer Verwunderung darüber, dass Sozialität – sei es als Kommunikation oder situierte Praxis verstanden – überhaupt möglich ist und sich reproduziert.

16 Umgesetzt wird diese Verbindung von qualitativen und quantitativen Methoden mit Bezug auf Mixed-Methods-Forschung und auf die Ideologiekritik der Kritischen Theorie in einer Studie über *Antiamerikanismus in Deutschland* (Knappertsbusch 2016).

